Mord

bei

einer versuchten Entführung.

Eine Kriminalgeschichte.

Unter dem schwedischen Heere, mit dem im Jahre 1706 Karl der Zwölfte Sachsen überfiel, befand sich ein Lieutenant, Johann von G**. Er ward 1681 in Schweden von bürgerlichen Aeltern geboren, und erst in seinem zwanzigsten Jahre, als er sich dem Kriegsdienste widmete, geadelt. Von seinem frühern Jugendleben ist nichts bekannt, Doch muß er eine gute Erziehung genossen haben: denn er besaß Kenntniß verschiedener Sprachen und feine Sitten.

Ein kleines dunkles Städtchen, einige Meilen von Dresden, war für seine Lebhaftigkeit ein zu einsames Winterquartier. Er suchte bald Bekanntschaft in der umliegenden Gegend, und ward von einem schwedischen Hauptmann, der sein vertrauter Freund war, in dem Hause des Rittergutsbesitzers M** zu Oelsnitz eingeführt.

Der ehrliche Hauptmann hatte sich dadurch eine Schlange im Busen erzogen. Er liebte Marien, die Tochter des Hauses, und stand im Begriff, sie zu heirathen. Kaum aber war der junge, zärtliche Lieutenant zwei bis drei Mal in Oelsnitz gewesen, so fand Jener sein verlobtes Mädchen gegen sich erkaltet. Sein falscher Freund hatte sich zum Nebenbuhler aufgeworfen, und durch Schmeicheleien, von dem Reiz einer noch blühenden Jugend unterstützt, den Sieg über ihn gewonnen.

Der zurückgesetzte Liebhaber räumte nun ganz das Feld, und G** ward Mariens erklärter Verehrer. Auch er

bot ihr mit den heiligsten Eiden Herz und Hand, gab sich trüglich für einen reichen Mann aus und baute vor den Augen des leichtgläubigen Landmädchens blendende Luftschlösser. Er wollte nach vollzogenem Frieden, der damals eben im Werke war, die Kriegsdienste verlassen, sein großes Vermögen aus Schweden abholen und es seiner Braut zu Füßen legen. Wie schön klang das alles! Die ganze Familie freute sich der zukünftigen Glückseligkeit. Vater, Mutter und Tochter wetteiferten, dem vielversprechenden Manne, dem Schöpfer sorgenfreier, goldner Tage gefällig zu seyn. Marie war es leider zu sehr. Sie gestattete dem verliebten Jüngling so viele Freiheiten, daß endlich keine mehr zu erlauben oder abzuschlagen übrig blieb.

Jetzt ward der Friede zu Atranstädt geschlossen und die Schweden rüsteten sich zum Abzuge aus Sachsen. Das ganze ausgesogene Land freute sich, diese drückenden Gäste wieder los zu werden; nur die liebende Marie weinte der Stunde der Trennung entgegen. Sie fühlte schon die Folgen des vertrauten Umgangs mit ihrem Bräutigam, und verschwieg ihm auch diese Entdeckung nicht. Er tröstete sie aber durch wiederholte Versicherungen, binnen wenigen Monaten aus seinem Vaterlande zurückzukommen und sich mit ihr zu verbinden. Dabei schlug er vor, indessen Briefe zu wechseln, und fertigte für das Mädchen einige Couverte, auf die er seine Addresse schrieb. Endlich tönte die Scheidestunde. Sie verfloß unter gegenseitigen Schwüren ewiger Treue. Mariens letztes Wort war die Bitte, sie nicht zu verlassen, sie nicht unglücklich zu machen.

Allein es vergingen einige Monate, und noch kam kein Brief aus Schweden. Marie weinte Tag und Nacht, und konnte nun ihre Schwangerschaft nicht länger verbergen. Die Aeltern erschracken zwar heftig darüber, doch ließen

sie ihre Tochter keine Ausbrüche von Zorn empfinden. Sie selbst hielten den Lieutenant für einen redlichen Mann, der sein Wort nicht brechen, sondern bald durch Vollziehung der versprochenen Heirath die Schande der Gefallenen wieder austilgen würde. Allein mit jeder folgenden Woche, die ohne Nachricht von ihm vorübereilte, ward der Schimmer dieser angenehmen Hoffnung dunkler. Das unglückliche Mädchen verbrauchte einen Briefumschlag nach dem andern und erhielt keine Antwort. So trostlos, gebar sie 1708 eine Tochter, die Ulrike G ** getauft wurde.

Die Lage der armen Verlassenen verschlimmerte sich nun von Tage zu Tage. Sie hatte bisher — was die Liebe so gern thut — immer noch gehofft, immer noch den Geliebten entschuldiget, und sich eine Kette von Hindernissen gedacht, die ihn umschlungen und es ihm unmöglich gemacht haben könne, zu kommen oder zu schreiben; allein jetzt, da er binnen einem vollen Jahre nichts von sich hören ließ, jetzt war seine Treulosigkeit entschieden. Die Arme litt um so mehr, da nun auch ihre Eltern dem menschenfreundlichen Grundsatze, die Betrübten nicht noch mehr zu betrüben, ganz entgegen handelten. Sie bestürmten die Jammernde mit Vorwürfen über den begangenen Fehltritt. Jeder Bissen, den sie aß, ward ihr damit versalzen, jeder Pfennig, der zum Bedürfniß ihres Kindes ausgegeben werden mußte, mit herzschneidenden Worten hingeworfen. Gegen alle Bekannte klagten die erbitterten Leute über ihre ungerathene Tochter, und mißhandelten sie sogar vor den Augen des Hausgesindes. So ward die Unglückliche ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung.

Nach drei oder vier durchweinten Jahren warb ein ehrlicher Landmann um ihre Hand. Sie gab sie ihm mit Freuden; denn er war ihr ein rettender Engel, der sie

aus der Marterhöhle des väterlichen Hauses befreite. Eben so gern willigten die Eltern ein, und ließen sich auch die Bedingung des Bräutigams gefallen, die kleine Ulrike bei sich zu behalten und zu erziehen. Ach, sie ahneten nicht, welche zukünftige Leiden dieser Umstand ihnen vorbereitete.

Indessen hatte sich der Zerstörer ihres Familienglücks kein graues Haar wachsen lassen. Es war nie sein Ernst gewesen, Ulriken zu heirathen. Er hatte, nach der gewöhnlichen Weise niederträchtiger Wollüstlinge, das Eheversprechen blos zur Lockspeise gebraucht, um des Mädchens Unschuld in das Netz seiner Begierden zu kirren. Nach erreichter Absicht wurden ihm Mariens Liebkosungen lästig, und er war froh, als ihn der Friedensschluß davon befreite. Alle ihm nachgeschickten Briefe kamen zwar in seine Hand; doch die lebendigsten Schilderungen des Jammers, den er verursacht hatte, und die sehnlichsten Bitten, sein Wort zu halten, vermochten nichts über sein hartes Herz. Er lachte der Thörin, die sein flüchtiges Liebesabenteuer in eine langweilige Ehegeschichte verwandeln wollte, überließ sie ohne Mitleiden allen Furien des Elendes und der Schande, und las zuletzt ihre Briefe gar nicht mehr.

Nach fünfzehn Jahren, binnen welchen er bis zum Obristlieutenant gestiegen, jedoch wegen eines Verbrechens, das man nie eigentlich erfahren hat, wieder verabschiedet worden war, kam er plötzlich nach Sachsen zurück. Er trieb sich in Dresden herum und suchte Dienste. Die Familie M** erfuhr kaum seinen Aufenthalt, so faßte sie den Entschluß, ihm seine Tochter Ulrike vorzustellen. Es geschah. Er empfing diesen Besuch höflich, ließ sich des Mädchens flache Hand zeigen, betrachtete sie mit stiller Aufmerksamkeit und rief dann aus: „Ja, du bist meine Tochter! Ich seh' es aus diesen Linien; denn ich verstehe

die Chiromantie.“ — Diese Anerkennung war den beiden siebenzigjährigen Alten um so angenehmer, da er seine Tochter reichlich beschenkte. Ueberdieß wußte er die begangene Untreue gegen deren Mutter so überredend zu entschuldigen, daß M** und dessen Frau völlig mit ihm ausgesöhnt wurden, und sich diese Zusammenkunft besser endigte, als man erwartet hatte.

Er stattete nun fleißige Gegenbesuche in Oelsnitz ab. Dabei gab er sich ein überaus väterliches Ansehn, las täglich mehrere Stunden lang mit Ulriken die Bibel und ermahnte sie zur Tugend und guten Sitten. Ihm selbst entschlüpfte zwar zuweilen ein kräftiger Soldatenfluch oder ein unsittliches Gassenlied: sobald aber die frommen Alten ihr Mißfallen darüber äußerten, bat er sie um Verzeihung und versprach, sich zu bessern. So gewann er ihr Herz. Sie wünschten, er möchte seine Tochter legitimiren lassen, und er war sofort willig dazu.

Indem man aber darüber Unterhandlungen pflog, zeigte sich der fromme Herr von einer sonderbaren Seite. Es schien, als ob er Ulriken — die nun in ihrem fünfzehnten Jahre stand und ein schönes, blühendes Mädchen war — mehr als väterlich liebe. Während der biblischen Vorlesungen zog er sie oft auf seinen Schooß und küßte sie mit der zärtlichsten Inbrunst. Die Alten, vor deren Augen er sogar dergleichen Unverschämtheiten ausübte, schüttelten hierüber die Köpfe, brachten Ulrikens Legitimation nicht mehr zur Sprache, und begegneten ihm überhaupt von jetzt an mit dem sichtbarsten Kaltsinn. Sie hofften, ihn dadurch ohne Zank und Geräusch los zu werden; er aber ward desto zudringlicher, jemehr sie sich zurückzogen und das Mädchen von ihm zu entfernen suchten. Anfangs dauerten seine Besuche gewöhnlich nur einige Tage; zuletzt blieb er

zehn Wochen lang in Oelsnitz. In diesem Zeitraum entwickelte sich seine unnatürliche Liebe vollends ganz, und erfüllte Ulrikens Großmutter mit so vielen Besorgnissen, daß sie ihre Enkelin Tag und Nacht bewachte und keinen Augenblick mehr mit ihm allein ließ. Auch ruhte sie nicht, bis er sich endlich, vom ganzen Hause verabscheut und von seiner eigenen Tochter geflohen, zur Abreise bequemte.

Ihm war nicht entgangen, daß M ***s Gattin die Ausbrüche seiner schändlichen Leidenschaften am ersten und genauesten beobachtet, seinen Absichten am thätigsten entgegengearbeitet, und vorzüglich ihn durch unhöfliche Begegnung zum Hause hinaus gedrängt hatte. Es wurzelte deßhalb in seinem Herzen ein tödtlicher Haß gegen die ehrliche Frau. Doch verbarg er ihn so lange sorgfältig, als er noch Hoffnung hatte, Ulriken mit einem Schein von Recht in seine Gewalt zu bekommen. In dieser Absicht nahm er den zerrissenen Faden der Legitimationsverhandlungen wieder auf, und spann ihn durch heuchlerische Briefe, die für Meisterstücke eines Tartüff gelten konnten, emsig fort. —

Blut und Gewissen — schrieb er unter andern — Blut und Gewissen forderten von ihm, seine Tochter zu einem Gott gefälligen Leben erziehen und in Wissenschaften unterrichten zu lassen. Er sey daher gesonnen, sie entweder in eine Erziehungsanstalt nach Halle zu bringen, oder zu sich nach Dresden zu nehmen. Vorher aber sollte die Legitimation derselben bewirkt und sie, mittelst eines Testaments, zur Erbin seines Vermögens eingesetzt werden. Nun hoffte er doch, man werde seine christlichen Absichten nicht länger verkennen und der väterlichen Gewalt, die ihm über seine Tochter zustehe und die er blos zu ihrem

Leibes- und Seelenwohl brauchen wolle, keine weitern Hindernisse in den Weg legen.

Diesem Briefe war ein weitläuftiger Entwurf zu einem, zwischen ihm und Ulrikens Großeltern abzuschließenden gerichtlichen Kontrakte beigefügt. In demselben lief die Hauptsache dahin aus, daß ihm das Mädchen, sobald er es verlange, zu Bewerkstelligung seines christlichen Vorhabens überlassen und von den Großeltern ein Revers ausgestellt werden solle, durch den sie allen Widersprüchen auf immer und ewig entsagten.

Von diesem listigen Plane versprach er sich den guten Erfolg, daß man die schöne Gelegenheit, aller Erziehungskosten in Zukunft überhoben zu seyn, mit beiden Händen ergreifen würde. Allein er hatte sich geirrt. M** antwortete ihm: „Sie haben sich über Ulriken durchaus keiner väterlichen Gewalt anzumaßen. Diese würden Sie blos durch ein Ehebündniß mit der Mutter erlangt haben, welches nun aber unmöglich geworden ist. Zwar wäre noch der Weg der Legitimation übrig: allein auch diese muß ich aus gewissen Ursachen, die Ihrem Gewissen bekannt seyn werden, nun gänzlich verbitten. Ich und meine Frau sind bereit, allen Ansprüchen an Sie, in Rücksicht des Kindes, zu entsagen. Dieß ist aber auch der einzige Revers, zu dem wir erbötig sind." —

Dieser Abfertigung ungeachtet, verfolgte der Oberstlieutenant seinen Plan unermüdet. Er schrieb Briefe über Briefe, die lauter Gottesfurcht athmeten und mit unzähligen biblischen Stellen durchflochten waren. Man ließ ihn aber vergebens auf Antwort lauern.

Unterdessen war er geschäftig, Verse zu schmieden, welche ohne Zweifel unter die schlechtesten gehören, wozu jemals die Liebe, die viele poetischen Sünden auf ihrem

Gewissen hat, einen Sterblichen verleitete. Diese Reimereien ließ er Ulriken heimlich zutragen und bestürmte sie zugleich mit Briefen, die, ganz im Ton der asiatischen Banise verfaßt, als gewöhnliche Liebesbriefe blos lächerlich und eckelhaft seyn würden, als Briefe eines Vaters an seine Tochter aber zum höchsten Abscheu empören. Es würde unverantwortlich seyn, den kleinsten Raum des Papiers damit zu beflecken, wenn sie nicht ein so treues Gemälde seiner häßlichen Seele und gleichsam unabläugbare Urkunden seines, aus Heuchelei, Stolz und Rachsucht zusammengesetzten Charakters wären, dessen genaue Darstellung der eigentliche Zielpuukt dieses Aufsatzes ist. Aus diesem Grunde mögen folgende Stellen aus einem seiner sonderbarsten Handschriften wörtlich hier Platz finden:

„Meine holdeste Onich! Ach, warum hast du dein Herz zurückgenommen, das du mir als das theuerste Pfand zweier verbundenen Seelen schenktest? Hast du dich in eine andere Person verliebt? O grausame Vorstellung, die mir das Leben nimmt und demjenigen, der dich mir rauben will, gewiß auch das Leben kosten soll!“

„Mehr als englische Ulrike, schönste Seele, wie ist es möglich, daß treue Liebe Haß erwecken kann? Fliehst du mich etwa aus Furcht vor deinen Großeltern? Unmöglich kann ich das glauben, mein Engel! Ein zitternder Greis und ein steinaltes Weib vermögen nichts über dein junges frisches Herz. Was wird denn die große Vergeltung seyn, die meine Rose von ihnen zu gewarten hat? Sie lebt jetzt in der Dienstbarkeit und hat Umgang mit geringen Leuten. Der Gerichtshalter, oder sonst ein Advokat, sind immer die vornehmsten im Gelag. Nach dem Tode der Großeltern aber wird's heißen: Heraus aus dem Gute, Mamsell Schooskind! Darum hast du gar nicht Ursache,

den Großeltern so zu schmeicheln und deinen Vater, der dich so herzlich liebt, deßwegen zu verachten. Er ist vornehmer, als jene, ist mit Verstand und Tugend begabt und will auch dich aus deinem niedrigen Stande zu einem Fräulein erheben. Die Zeit wird es lehren, wie Unrecht du thust, daß du nicht Gott und einem so guten Vater, als ich bin, allein vertraueſt. Bedenke doch das vierte Gebot!"

„Ach, Ulrike muß Liebe für einen Andern haben! Man flattirt sie mit Gedanken auf den oder jenen Monsieur. Aber, meine englische Ulrike, ich schwöre bei meiner Seele — ein theures Wort! daß ein solcher geringer Mensch, wenn er auch hundert Mal dein Mann würde, nicht lang in deinen Armen bleiben darf. Müßte mich's zehn Leben kosten, soll er doch das seinige nicht behalten. Krumm, lahm und elend in der Welt werde der, der sich unterſteht, als ein unwürdiger Mensch, eine so höchst schätzbare Seele, wie dich, zu eigen zu haben. Doch vielleicht thue ich dir Unrecht; vielleicht liebst du keinen Andern. Nun so vergib mir und rechne alles, was ich geschrieben, meiner unendlich großen Liebe zu. Deine Abwesenheit bringt mir den Tod."

„Wegen Halle sind meine Gedanken, dich daselbst in allen Wissenschaften, die deinem Stande gemäß sind, unterrichten zu lassen und einige Zeit bei dir zu bleiben; doch mußt du das Letztere der Großmutter nicht sagen. Alsdann will ich, um dich weiter emporzubringen, mein Glück in der Welt suchen und deßhalb gern ein altes Weib mit Geld heirathen. Mein Herz aber bleibt dir allein, so lange ein Athemzug in mir ist."

„Nimm doch gegen deine Großmutter, deine grausamste Feindin, nur einmal das Blatt vom Munde! Sprich, da

wunderteſt dich ſehr, daß ſie ſo übel gegen mich geſinnt ſey und allen Leuten weiß machen wolle, daß ich dich zu viel lieb habe. Sage ihr, ich hätte niemals etwas anders, als von väterlicher Liebe mit dir geſprochen. Gib ihr in allen Stücken, da ſie ſo unchriſtlich gegen uns Beide handelt, kein gutes Wort. Ich ſage dir unter uns und im Vertrauen: Wenn ſie nicht aufhört, dich, meines Herzens einzige Seele, zu ängſtigen, ſo ſoll es ihr gewiß ihr Leben und Blut aus dem ruchloſen Herzen koſten. Sie macht mich deſperat. Sie iſt die einzige Quelle und Urſache aller meiner tauſendfachen Schmerzen. Aber daß ſie mich im Lande zum Spott will machen und dein Herz durch Intriken von mir ſcheiden will, das ſoll ſie theuer, das ſoll ſie mit ihrem Leben bezahlen."

„O meine allerſchönſte Blume, meine holdeſte Roſe, mein ſchönſtes Kind, holdſeligſte Tochter, einzige Seele, lieblichſtes Herz, mein beſter Schatz auf Erden, dergleichen ich nicht mehr habe und ohne den ich ſterben muß, erbarme dich meiner! Lies in meinen thränenden Augen die größte Liebe und Treue, die jemals in der Welt geweſen ſind. Schau' ein Herz, das dich anbetet und dir in Gedanken zu Füßen fällt. Ach, ſchenke mir deine Huld wieder, laß unſere Herzen ewig verknüpft ſeyn, und ich will dann mit Freuden ſterben."

„Schreib mir nur eine einzige Zeile. Doch ich Unglücklicher bitte dich vielleicht umſonſt. Ich habe Niemand, der bei dir für mich ſpricht. Du hältſt dich zu Drachen, die dein Glück und Wohlfahrt verhindern und die frommen, rechtſchaffenen Tauben, wie ich, verſchmähſt du. Ach, holdes Ulrikchen, mein Schreiben geht zu Ende, aber meine Treue und Liebe nicht. Führe mich ins Grab mit deinen ſchönen Augen und ſchenke mir einen Seufzer, den

du mir im Leben nicht gönntest. Ich bin, bis ich sterbe, dein unglückseliger und allergetreuester Osculangieth*."

In einer Nachschrift bat er zwar, diesen Brief zu verbrennen; allein Ulrike zeigte denselben ihren Großeltern und schrieb, vermuthlich auf deren Rath, ihrem väterlichen Liebhaber eine spitze Antwort. Hier ein Auszug davon.

„Monsieur Papa! Jetzt nenn' ich Sie noch Papa, werde es aber nicht mehr thun, wenn Sie nicht von der unkeuschen Liebe nachlassen, die ich für keine väterliche halten kann. — Mein Kaltsinn, über den Sie sich beschweren, rührt daher, weil Sie mir immer so viel von Liebe vorsagen. — Die mir vorgeworfene Versündigung gegen das vierte Gebot will ich verantworten; denn es steht auch geschrieben: Du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen! — Mit Liebesbriefen bitte ich mich ganz zu verschonen, wofern ich soll bleiben Ihre gehorsame Tochter und so weiter."

Der höhnische Titel „Monsieur Papa" fiel ihm höchlich auf und er zankt mit Ulriken darüber im nächsten Briefe. Doch gleich darauf entschuldigt er sie auch wieder. „Sein Herzblatt, seine Karoline — schreibt er — habe das gewiß nicht so schlimm gemeint, sondern nur ihre Feder von der gnädigen Gerichtsherrschaft zu Oelsnitz leiten lassen. Aber die Oelsnitzer Tyrannei solle und müsse bald auf-

* Ein zärtlicher Schäfername von eigner abgeschmackter Erfindung. Osculum ist wahrscheinlich das Stammwort. Als man ihn aber nachher vor Gericht befragte, was diese Unterschrift und das Wort Onich beim Anfange des Briefs bedeute? — antwortete er: Es sey ein Anagramm (Buchstabenversetzung) von seinem und Ulrikens Namen. — Die Gerichtspersonen konnten sich des Lachens nicht enthalten und er lachte mit.

hören und mit Gottes Hülfe gedämpft werden. Leute, die einem unschuldigen Kinde Unrecht thäten, wären nichts Besseres werth, als daß ihr Blut vor die Hunde gehe, wenn sie sich nicht noch bei Zeiten bekehrten.

Das sey Gottes Wort und seine Gerechtigkeit."

In demselben Briefe will er auch Ulriken verleiten, ihre Großeltern bei Nacht und Nebel zu fliehen und sich in seine Vaterarme zu werfen. „Vornehme Leute, und selbst Geistliche — schreibt er — verübelten ihr, daß sie es nicht schon längst gethan habe. Sie solle sich doch nicht länger von der Welt für einfältig halten lassen, sondern einen Entschluß ergreifen, daß sie mit Recht von sich sagen könne, sie sey das würdige Kind eines rechtschaffenen Vaters."

Am Ende versucht er noch einen Angriff auf die schwächste Seite des jungen, weiblichen Herzens, indem er Ulriken prächtige Kleider, Umgang mit der vornehmen Welt und tägliches Vergnügen durch Lustfahrten und Schauspiele verspricht.

Das vernünftige Mädchen hörte jedoch nicht auf die lockende Stimme des Verführers. Die ganze Fluth seiner Briefe nach Oelsnitz blieb von nun an unbeantwortet. Das Haus war ihm verboten, und er hatte daher schon seit einigen Monaten nicht mehr gewagt, dort zu erscheinen. Endlich konnte er diese todte Stille, in der er von Ulriken nichts sah und hörte, nicht länger aushalten. Er beschloß eine Reise nach Oelsnitz, um nochmals einen Versuch zu machen, ob er nicht durch das blendende Schattenspiel der Legitimation und Erbeinsetzung einen Vergleich und des Mädchens Auslieferung bewirken könne. Um der Sache einen Schein des Ernstes und der Wahrheit zu geben, ließ er die erforderlichen Schriften und Urkunden

entwerfen, setzte sich dann mit einem Advokaten zu Wagen und fuhr getrost auf Oelsnitz zu.

Allein dort war man von dem zugedachten Besuche schon unterrichtet, und der Hausherr hatte fest beschlossen, die beiden Herren nicht vor sich zu lassen. Da er aber des Obristlieutenants Zudringlichkeit kannte, und also überzeugt war, daß eine höfliche Abweisung bei ihm nicht fruchten würde, so setzte er sein Haus in so wehrhaften Stand, als ob es eine förmliche Belagerung aushalten solle. Er ließ die Thore verschließen, bewaffnete seine Haustruppen, die Knechte und Mägde, mit Dreschflegeln, Heu- und Ofengabeln, stellte sie vor seiner Burg in Schlachtordnung und zog sich dann selbst mit seiner Familie in die innersten Gemächer zurück.

Kaum war das geschehen, so kam der Oberstlieutenant mit seinem Sachwalter angerollt. Wie erstaunten Beide, als sie diese Vertheidigungsanstalten erblickten und die Vorposten ihnen zuriefen: „Sie möchten nur wieder umkehren; es sey Niemand für sie zu Hause!“ G** ließ sich dadurch noch nicht abschrecken, sondern verlangte mit Ungestüm den Einlaß. Die Dreschflegel schwebten aber über seinem Kopfe, die Heu- und Ofengabeln rückten ihm auf den Leib, und der ganze Haufe schrie: Zurück! Hier half nun keine Kriegslist und kein juristischer Pfiff; man mußte sich also zum Rückzuge bequemen. Der Advokat, dem Weg und Versäumniß dennoch bezahlt werden mußten, that das gern; sein Reisegefährte aber glühte vor Wuth und lechzte nach Rache.

M** freute sich, daß die Sache dießmal so gut abgelaufen war; doch beunruhigte ihn die Furcht vor künftigen ähnlichen Vorfällen. Er brauchte sein Gesinde nöthiger, als es täglich auf die Wache ziehen zu lassen, und ward

deßhalb mit seiner Frau einig, Ulriken zu einem Verwandten in Hain zu bringen. Das geschah auch bald, und so heimlich als möglich. Dennoch bekam der Oberstlieutenant Wind davon, und ehe man sich seiner in Hain versah, brach er mit Soldaten, die er sich unter einem falschen Vorwand von dem wachhabenden Officier ausgebeten hatte, in das Haus, wo sich Ulrike befand. Dieser Ueberfall kam so schnell, daß sie kaum die Zeit behielt, durch eine Hinterthüre zu flüchten. G** durchsuchte nun vergebens alle Winkel, und zog mit gräßlichen Flüchen wieder ab.

Einen gleichen Hausfriedensbruch beging er kurz darauf in Meißen, wo das verfolgte Mädchen einen neuen Zufluchtsort vor seinen Nachstellungen gesucht hatte. Die Unternehmung mißlang ihm zwar auch dießmal; doch sah M** nun wohl, daß seine Enkelin vor dem Tollkopfe nirgends sicher, vielleicht aber in Oelsnitz noch am besten aufgehoben sey. Er nahm sie deßhalb wieder zu sich und bewachte sie mit verdoppelter Sorgfalt.

Dennoch fand der unermüdete Wollüstling noch einmal Gelegenheit, sie zu sprechen, und ihre eigne Mutter war Unterhändlerin dabei. Dieses arme Weib hatte der übermüthige Mensch bisher verachtet, und immer spottweise die Bäuerin genannt. Erst jetzt ließ er sich wieder zu ihr herab, da er sie zum Werkzeuge seiner Bosheit brauchen wollte. Ihr waren nun entweder seine ruchlosen Absichten nicht bekannt, oder ein Ueberrest von Liebe gegen ihren ehemaligen Verführer machte sie zu seinen Diensten bereitwillig: genug, sie ließ sich von ihm beschwatzen, in das Haus ihrer Eltern zu gehen und daselbst vorzugeben, es sey eine vornehme Dame bei ihr, die mit Ulriken wegen einer Versorgung als Gesellschafterin oder Kammer-

jungfer sprechen wolle. Die Eltern, mißtrauisch bei jedem Vorfalle, der ihre Enkelin betraf, mochten Anfangs nichts davon hören. Endlich überließen sie doch das Mädchen auf eine Stunde der Mutter, weil sie derselben nicht zutrauten, daß sie ihr eignes Kind verrathen würde.

Ulrike trat in ihrer Mutter Haus, und die angebliche Dame, die sie dort fand, war — ihr Herr Vater. Er hob mit Klagen an, daß man sein christliches Herz verkenne, ging hierauf aus diesem Tone in die Sprache des zärtlichsten Liebhabers über, und machte zuletzt seiner staunenden Tochter den förmlichen Antrag, sie zu heirathen. „Glaube mir, Mädchen, sagte der Unverschämte, dergleichen Ehen sind gar nicht selten. Ich weiß selbst einige Beispiele davon. Ueberdieß bleiben wir nicht hier, sondern ziehen in ein fremdes Land, wo uns Niemand kennt. Dort nehme ich wieder Dienste, werde Oberster, und wir leben herrlich und in Freude. Ha, wie schön wird es seyn, wenn man dich gnädige Frau Oberstin nennt und du mit sechs Pferden fährst! das dünkt mir doch angenehmer, als eine Sklavin der dummen Leute in Oelsnitz zu bleiben.“—

Ulrike sah den verächtlichen Menschen mit großen Augen an, als ob sie ihren Ohren nicht traue, und es für unmöglich halte, daß er es gewesen sey, der diesen Unsinn gesprochen habe. Endlich antwortete sie: „Schämen Sie sich nicht der Sünde, die Sie mir zumuthen? Ich schauere vor dem abscheulichen Gedanken.“ — Hierauf eilte sie fort. Er rufte lachend ihr nach: „Einfältiges Mädchen, diese Sünde will ich allein auf mich nehmen.“ — Sie entfloh aber, ohne weiter auf ihn zu hören.

Mißmüthig über den Fehlschlag aller Versuche, das Herz seiner Tochter durch Vorspielung eines künftigen Wohllebens zu gewinnen, kam er nach Dresden zurück. Seine

darauf gebaute Hoffnung, das Mädchen zur heimlichen Flucht zu bereden, stürzte nun ganz in Trümmer zusammen. Anstatt aber durch alle diese Schwierigkeiten zur bessern Besinnung zu kommen und die Stricke seiner unglücklichen Leidenschaften mit männlicher Kraft zu zerreißen, verwickelte sich der sinnlose Thor immer tiefer darin. Er suchte neue Maschinen zu Erreichung seines Zwecks, und besprach sich mit verschiedenen angesehenen Geschäftsmännern, die ihm zur Auslieferung seiner Tochter behülflich seyn sollten. So täuschend er jedoch den Heuchler spielte und so heilig er betheuerte, daß er das Mädchen blos deßwegen bei sich zu haben wünsche, um ihr eine bessere Erziehung zu geben, so wenig fand er überall Gehör, weil seine böse Sache schon stadtkündig geworden war.

Es würde den Leser ermüden, wenn man mit ihm alle Schritte des Bösewichts verfolgen, und alle Listen und niederträchtige Künste, die er brauchte, um brave Leute zur Theilnehmung an seinem Bubenstücke zu verleiten, genau beschreiben wollte. Ein einziges Beispiel, das den Heuchler in seiner vollen Größe darstellt, sey genug.

Er ging zu einem Dresdner Geistlichen, unter dem Vorwand, ihn zum Beichtvater anzunehmen. Nachdem er das Gespräch so eingeleitet hatte, fing er an, von seiner Tochter zu erzählen, daß sie bei ihren Großeltern weder in göttlichen noch weltlichen Sachen anständig erzogen werde. Hierauf bat er mit andächtigem Händefalten und vielen Thränen den Geistlichen, er möchte doch darauf bedacht seyn, diese Seele zu retten. Der ehrliche Theolog, der den Heuchler noch nicht kannte, versprach ihm seinen Beistand, schrieb auch wirklich nach Oelsnitz einen weitläuftigen Brief, und stellte darin vor, daß es billig sey, Ulriken der Fürsorge ihres gutgesinnten Vaters zu überlassen.

Er erhielt aber bald eine Antwort, die ihm reichlichen Stoff zu einer scharfen Gesetzpredigt für seinen künftigen Beichtsohn gab: womit er ihn denn auch bei der nächsten Gelegenheit nicht verschonte.

Jener spielte dennoch seine Frömmlingsrolle weiter, und beseufzete mit gen Himmel gerichteten Augen die Verläumdung seiner Unschuld. „Sie sehen — fuhr er fort — daß M** und dessen Frau meine Todfeinde sind. Es wird daher nöthig seyn, mich vor dem Genuß des Abendmahls mit ihnen völlig auszusöhnen. In dieser guten Absicht will ich nächstens nach Oelsnitz reisen. Sie aber, theurer Gottesmann, werden vorher so gütig seyn, meine Gegner durch einen friedestiftenden Brief darauf vorzubereiten."

Der Geistliche widerrieth die Reise, weil sie leicht zu neuen Erbitterungen Anlaß geben könne; doch erbot er sich, schriftliche Verzeihung auszuwirken. Das ließ sich der Oberstlieutenant gefallen, bedankte sich demüthig und versprach, dem Geistlichen in allen Dingen wie ein Kind seinem Vater zu gehorchen.

Allein nach einigen Tagen kam er wieder, gab vor, es würde seine Andacht und Erbauung befördern, wenn er zugleich mit seinem lieben Kinde zum Abendmahle gehen könnte, und verlangte von dem Geistlichen, daß er diese Zusammenkunft veranstalten sollte. Dieser überzeugte sich nun ganz, daß er mit einem Erzheuchler zu thun habe, der ihn nicht zum Beichtvater, sondern zum Kuppler und Gelegenheitsmacher brauchen wollte, und eiferte so ernstlich darüber, daß G** den Muth verlor, den ehrlichen Mann weiter in Versuchung zu führen.

Dieß geschah gegen das Ende des Jahres 1722. Am ersten Jänner 1723 schrieb er an seine Tochter einen klagenden, schwermüthigen Brief. Unter andern sagt er darin:

„Dieses Jahr wird wohl mein letztes seyn. Gott gebe, daß ich nicht mit einem traurigen Zufall ende. Ich sehe nun, wozu meine Ehre und mein wüthendes Schicksal mich zwingt.“ —

Diesen Brief ließ er durch eine Weibsperson aus Oelsnitz an Ulriken bestellen und deren Großeltern dabei sagen: „Sie sollten nicht umsonst die Thore vor ihm verschlossen haben. Wenn er nächstens mit zehn oder zwölf Mann käme, würden sie ihn wohl einlassen müssen.“ — Er drohete der Botin: „So sie diesen Auftrag nicht ausrichtete, wollte er ihr auf der Straße auflauern und ihr den Lohn geben; er habe dazu schon Kerls bei sich.“ — Und am Ende brach er noch in Schmähungen gegen Ulrikens Großmutter aus, die den Vorsatz einer nahen, blutigen Rache deutlich verriethen. „Daß sie mir mein Kind raubt, sprach er wüthend, das soll und wird ihr noch den Hals brechen. Ich will eher mein Leben, als meine Tochter lassen.“

Ueber diese Drohungen erschrack M** so wenig, als ob sie ihm gar nicht zu Ohren gekommen wären. Er hielt den Oberstlieutenant für einen windigen Polterer, der sich durch leere Worte furchtbar machen wolle, und dem es kein wahrer Ernst sey, sie jemals in That zu verwandeln. Ueberdieß trotzte der Greis, wenn es ja zu einem Ueberfall kommen sollte, auf seine festen Thüren und baumstarken Knechte. In diesen sorglosen Gedanken unterließ er, den Schutz der Gerechtigkeit zu suchen, wodurch er sich viele Thränen erspart haben würde.

Denn G** faßte nun ernstlich den wilden Entschluß, Ulriken zu entführen, und schlich lange mit spähenden Augen umher, um zu dieser Unternehmung tapfere Spießgesellen zu finden. Endlich entdeckte er sich zweien Officieren,

wovon Einer als Hauptmann noch im Dienste stand, der andere aber verabschiedet war. Er stellte ihnen, um sie nicht anfangs gleich vor dem gefährlichen Wagestück scheu zu machen, den vorhabenden Mädchenraub als eine leichte Sache vor. „Laßt uns ihn," sprach er, „nicht mit Gewalt, sondern durch folgende List ausführen. Wir gehen zusammen in M**s Wohnung. Einer von euch gibt sich für einen Auditeur, der andere für einen Officier von der Dresdner Garnison aus, und ihr sagt keck und frei: Der Landesherr habe euch befohlen, meine Tochter sammt ihrer Großmutter nach Dresden zu bringen, wo der bisherige Streit zwischen mir und ihnen gerichtlich ausgemacht werden solle. Die Alte müssen wir schlechterdings zur Mitreise einladen, weil sie uns in keinem Falle das Mädchen allein anvertraut. Sorgt aber nicht, wir wollen sie unter Weges schon wieder los werden. Denn sobald wir ungefähr eine halbe Meile — ihr mit den beiden Frauenzimmern fahrend, und ich nebenher reitend — zurückgelegt haben, lasse ich halten und locke die Großmutter aus dem Wagen, indem ich mich anstelle, als ob ich ihr einen geheimen Aufsatz, dessen Inhalt Niemand hören dürfe, vorlesen wolle. Habe ich sie nun auf diese Manier zwanzig oder dreißig Schritte entfernt, dann fahret ihr mit verhängten Zügeln fort; ich werfe mich eben so schnell auf mein Pferd, und so lassen wir das betrogene Weib heulend und jammernd auf dem Wege stehen." —

Diese Unternehmung schien den Officieren selbst mehr lustig als gefährlich, und sie ließen sich dazu anwerben. Dafür versprach ihnen der Oberstlieutenant — nach seiner gewöhnlichen, großsprechenden Art — von Berlin aus, wohin er sich zu wenden dachte, ihr Glück zu machen.

Es war aber keinesweges seine Absicht, in den Schran-

ken des vorgezeichneten Plans zu bleiben. Er wollte weiter, und bis zum Gebrauch der äußersten Gewalt gehen. Zu diesem Behuf verleitete er einen Rittmeister, der einige Meilen von Dresden im Quartier lag, daß er ihm zwei Reiter mit Waffen und Pferden lieh.

Am zehnten März 1723 war er mit allen Anstalten fertig und fuhr Nachmittags mit seinen Rottgesellen von Dresden ab. Jeder hatte einen Diener und ein Reitpferd bei sich. Unter Weges stießen die zwei Kürassiere zu ihnen. Diese Gesellschaft übernachtete in einem Dorfe, und zog am folgenden Tag, sobald der Morgen graute, gegen Oelsnitz.

Eine Viertelmeile vor diesem Orte schickte der Anführer der Bande Einen davon auf Kundschaft aus, ob die Familie M** zu Hause sey. Dieser kam bald mit erwünschter Nachricht zurück. Sie führten nun Wagen und Pferde in ein Gebüsch unweit des Dorfes. Der Kutscher und zwei Diener blieben dabei. Die übrigen sechs Personen schlichen durch eine Hinterthür, die sie offen fanden, in M**s Haus. Es war früh sechs Uhr.

Im Hofe standen ein Knecht und eine Magd. Diese führte der Oberstlieutenant, damit sie keinen Lärm machen sollten, am Arm in die Küche, und ließ sie darin von einem Reiter mit blankem Säbel bewachen. Hierauf ging er in M** Wohnstube, die sich im Erdstock befand. Die beiden Alten waren darin. Ohne sie zu grüßen, rannte er bei ihnen vorbei nach der Kammer, wo Ulrike zu schlafen pflegte. Sie schlummerte noch, und erwachte erst durch seinen lauten Zuruf: „Guten Morgen, Kind! Kleide dich geschwind an! Es ist dir ein großes Glück bescheert!“

Die Großmutter war ihm auf dem Fuße gefolgt und rief ängstlich: „Räuber, verruchter Räuber, was willst du

hier?“ — Sie rang mit ihm und stieß ihn zurück, indem er das schreiende Mädchen aus dem Bette zu reißen strebte.

Jetzt drängte sich sein Gefolg in die Kammer, und einer der Offiziere gebot Stille. „Sie machen unnöthigen Lärm, Madame!“ fing er an: „Der König hat uns abgeschickt, Sie mit Ihrer Enkelin nach Dresden zu bringen. Ich bin ein Auditeur und fordre Sie auf, dem Willen des Königs Gehorsam zu leisten. Wir wollen jetzt die Kammer verlassen, damit sich das junge Frauenzimmer ankleiden kann. Kommen Sie, Madam! Kommen Sie, Herr Oberstlieutenant!“

Alle gingen nun in die Stube zurück. Hier verlangte die muthige Alte mit etwas ruhigerm Tone, den königlichen Befehl zu sehen. „Den brauche ich Ihnen nicht zu zeigen,“ sagte der angebliche Auditeur. „So?“ rief sie mit neuer Heftigkeit: „Nun weiß ich, daß ihr als Räuber kommt! Mann, laß die Bauern aufbieten, laß die Sturmglocke läuten! Gewalt, Gewalt!“

Mit diesen Worten flog sie wieder in die Kammer und verriegelte hinter sich die Thür. Der zitternde Greis wankte nach dem Fenster, um Hülfe zu rufen. Ein Offizier warf ihn aber zurück und fuhr ihn an: „Kein Laut, Herr, oder ich erschieße Sie!“

Indessen war der Oberstlieutenant zur Stube hinaus über den Hof ans Kammerfenster gelaufen. Er zerschlug die Scheiben und befahl einem Reiter, hineinzusteigen. Die entschlossene Frau stellte sich entgegen und bot alle Kräfte auf, den Soldaten zurückzustoßen. G** aber zog den Degen und stach nach ihr. Sie wich endlich, und die Räuber stiegen ein.

Doch ehe sie noch den Boden der Kammer betraten, flohen die beiden Frauenzimmer hinaus. Der Oberstlieu-

tenant stürzte nach, fand sie im Zimmer und rief seiner Bande zu: „Greift an und nehmt Ulriken mit Gewalt!“ —

Sie und ihre Großmutter hatten sich aber so fest umschlungen, daß es den vereinten Kräften der Rotte nicht möglich war, sie zu trennen. Dieß versuchte nun der grausame G** durch seinen Degen, und zerfleischte damit die Hände und Arme der unglücklichen Alten. Ihr und des Mädchens Jammergeschrei war entsetzlich. Der Greis wollte den Seinigen beistehen; aber auch er empfing von dem Rasenden einen so kräftigen Hieb über den Kopf, daß er betäubt zurücktaumelte. Schon strömte das Blut der braven Frau aus sechszehn Wunden, und noch immer drückte sie ihre Enkelin fest ans Herz. Endlich sank sie, von ihrer letzten Kraft verlassen, zur Erde.

Sofort ergriff ein Reiter das Mädchen und trug es schwebend bis an die Thür. Dieser Anblick riß die Verwundete aus einer nahen Ohnmacht auf. Sie raffte sich wieder empor, klammerte sich an Ulriken und schrie so laut nach Hülfe, als wollte sie Todte wecken.

Aber der Augenblick war gekommen, da sie selbst zu ihnen gehören sollte. Denn G**, der die Stube schon verlassen hatte, als er seine Beute fortschleppen sah, stürmte jetzt wieder herein. Ergrimmt über das neue, nicht mehr erwartete Hinderniß, zog er den Degen und stieß ihn der armen Frau so wüthend ins Herz, daß die Spitze durch den Rücken heraus drang. Die Unglückliche ächzte mit brechenden Augen: „Ich sterbe!“ und war todt. —

Der Mörder floh. Ihm wollte der Reiter mit Ulriken folgen; aber ein Offizier, durch das blutige Schauspiel gerührt, entriß sie ihm. „Laß sie hier! sprach er: Es ist schon Unglück genug geschehen!“ — Hierauf flüchteten alle

Verbrecher und eilten nach dem Wäldchen, wo sie Wagen und Pferde gelassen hatten.

G** war bleich wie ein Gespenst. Auf seinem Angesichte stand die begangene Blutthat mit schrecklichen Zügen geschrieben. Er und sein Diener warfen sich in den Wagen, die Uebrigen auf ihre Pferde, und so ging es im Fluge fort auf der Straße nach Berlin.

Stumm und starr, Kleider und Hände mit Blut bespritzt, saß G** neben seinem Diener und gab demselben auf die Frage: Ob ein Unglück vorgefallen sey? keine Antwort. Erst nach einigen Minuten zog er den Degen halb aus der Scheide, besah ihn genau und sagte mit zitternder Stimme: „Siehst du keine Eingeweide daran? Ich habe die Alte durch und durch gestochen. Das Kind stand hinter ihr und schrie. Wenn ich nur das arme Kind nicht getroffen habe.“ — Also schien er nicht eigentliche Reue über den gewissen Mord seiner Feindin zu empfinden, sondern bloß von der Besorgniß, daß er seine Geliebte leicht verwundet haben könne, gequält zu werden.

Er kam glücklich bis in das Städtchen Elsterwerda, wo er Postpferde nahm. Diese retteten ihn aber nur noch eine Stunde Weges aus den Händen der nacheilenden Gerechtigkeit. Sie bemächtigte sich seiner auf freier Straße, und er ergab sich ohne Widerstand. Seine Mitschuldigen hatten ihn schon vorher verlassen. Die Reiter und der verabschiedete Offizier flüchteten aus dem Lande. Der noch dienende Hauptmann aber ging nach Dresden zurück, meldete sich selbst als Arrestant, und ward nach vollendeter Untersuchung auf einige Jahre zur Festungsgefangenschaft verurtheilet.

Den Mörder brachte man nach Elsterwerda zurück. Hier schrieb er an seine Tochter: „Ich liege nun in Banden:

doch ein rechtschaffenes Gemüth weiß alles zu tragen. Es ist Gott bekannt, daß ich deiner Großmutter kein Leid habe thun wollen u. s. w.“ Ein anderer Brief, den er zugleich an den Pfarrer in Oelsnitz abgehen ließ, enthielt die Heuchelei: „Ich bitte Sie, mein wertheſter Herr Pastor, um Gottes Willen, mir die Sünde zu vergeben, die ich in Dero Kirchspiele begangen habe.“

Nach einigen Tagen ward er in das Stockhaus zu Dresden abgeliefert und dem Amte daselbst die Untersuchung aufgetragen. Der boshafte Frömmling verlangte sofort einen Geistlichen, um sein Gewissen zu beruhigen.

Man schritt hierauf zum Verhör. Wir wollen die weitläuftigen Prahlereien von seinen angeblichen Kriegsthaten übergehen, und ihn nur von der Hauptsache reden lassen.

„Ich gestehe,“ sprach er, „daß ich in dem Jahre 1706 mit M** s Tochter einen vertrauten Umgang gepflogen habe, dessen Folge die Geburt Ulrikens gewesen ist; allein nie versprach ich deren Mutter die Ehe. Wie hätt' ich auch ein solches Versprechen halten können, da sie unter meinem Stande war?“ *

Von allen Briefen, die sie an mich geschrieben haben will, empfing ich nicht Einen. Erst vor anderthalb Jahren, als ich nach Sachsen zurückkam, erfuhr ich das Daseyn meiner Tochter. Ich nahm mich sogleich des Kindes väterlich an, und es ist Verläumdung, wenn man mich einer unkeuschen Liebe beschuldiget. Ulrikens Aussagen, die ihr mein geschworner Feind M** eingegeben hat, können nichts gegen mich beweisen. Eben so wenig meine an sie geschriebenen Briefe; denn ich bin der deutschen

* Eine brave Bürgerin zu heirathen, hielt also der neue Edelmann für Schande; sie aber zu verführen, war edel und ritterlich.

Sprache nicht mächtig, und habe vielleicht manchmal Ausdrücke gewählt, die etwas anders bedeuten, als ich eigentlich sagen wollte.“ *

Zu dem Versuche, meine Tochter zu entführen, ward ich gezwungen, weil ich sie nicht in Güte von ihren Großeltern erhalten konnte. Ich hatte die Absicht, mein Glück in Berlin zu suchen; da ich nun voraus sah, daß ich mich dort bei verschiedenen großen Herren einschmeicheln müßte, so wollte ich das Mädchen mitnehmen, weil man oft mit einem Frauenzimmer mehr, als durch sich selbst ausrichtet.“ **

„An dem vorgefallenen Morde bin ich unschuldig. Ich kann zwar nicht läugnen, daß ich den Degen gezogen habe; es geschah aber nicht, um die Entleibte damit zu verwunden, sondern bloß, um dem Lärm zu steuern, der sich erhoben hatte. Fest und unbewegt stand ich auf meinem Platze und hielt den Degen ruhig in der Hand. Die alte Frau lief selbst hinein. Doch — ich weiß auch das nicht gewiß. Wenn sie aber durch meinen Degen verwundet worden ist, hat sie sich selbst hineingestürzt. Mehr kann ich nicht sagen.“ —

Und mehr brachte man auch bei der Vernehmung über 766 Artikel von ihm nicht heraus. Er spielte durchaus den Scheinheiligen, brauchte die höchsten Betheurungen seiner Unschuld, und ging im verstockten Läugnen so weit, daß er nicht einmal wissen wollte, wer die Räuberrotte zusammenbestellt habe. Er that, als ob sie durch ein

* Listig, aber ganz unwahr. Seine Briefe sind geschmacklos, doch mit vieler Fertigkeit geschrieben.

** Hier vergißt sich der Heuchler und gesteht offenbar, daß er sein Kind habe verkuppeln wollen. Eine Schändlichkeit, die unmittelbar an das abscheuliche Gelüst der eignen Verführung gränzt, welches er wahrscheinlich durch jenes Vorgeben von sich abzuwälzen dachte.

bloßes Ungefähr desselben Weges mit ihm gezogen sey. Als ihm sein Mitschuldiger, der verhaftete Offizier, das Gegentheil unter die Augen sagte, ergriff er den Ausweg, ihm nicht zu antworten.

„Ich lasse mich auf nichts ein!“ rief er. „Wenn ich Ja oder Nein sage, schreibt man es hin, und sobald ich bei einem Punkte Rede stehe, muß ich es bei allen thun.“ Diese Sprache behielt er bei der ganzen Konfrontation, die über acht Stunden dauerte.

Auch Ulrike ward ihm unter die Augen gestellt und hielt ihm seine Vergehungen muthig vor. Er beschuldigte sie dagegen, sie sey das Sprachrohr seiner Feinde und rede nur aus Haß Böses von ihm. Dennoch schien ihr Anblick seine schlummernde Leidenschaft wieder geweckt zu haben. Er hatte seit seiner Gefangenschaft Ulrikens mit keinem Worte gedacht; aber einige Tage nach dem Verhör schrieb er auf die weißen Blätter eines Gebetbuchs, das er ihr zur Erbauung sandte, folgenden Brief: „Meine allerliebste Tochter, meine vertraute Herzensulrike! Um des heiligen Blutes und der Wunden Jesu Christi willen, der für die Uebertreter bat und erhöret wurde, bitte ich dich zu bedenken, daß ich ein Gotteskind bin, und es dir eine gefährliche Verantwortung seyn wird, wenn du fortfährst, dich an mir zu vergreifen. Mein Jesus ist Zeuge, daß ich, meiner Frömmigkeit halben gegen dich, in dieses Unglück gerathen bin. Ich wollte dich mit mir in den Himmel haben und auch in der Welt zu Ehren. Darauf will ich vor Gottes Richterstuhl erscheinen, und du wirst es vernehmen am jüngsten Tage. Der Herr Zebaoth weiß alles. Ich appellire an ihn und er wird mir gnädig seyn; denn er sieht, daß ich ein Märtyrer bin. Ich wollte eine gelehrte Dame aus dir machen, sowohl in weltlichen

als geistlichen Wissenschaften, weil ich selbst, durch meines Jesus Barmherzigkeit, in dem heiligen Worte Gottes Licht und Gnade empfangen habe. Diese Briefe, die ich dir schrieb, hatten keine andere Absicht. Du warst die Krone meiner Freuden, und ich würde mit Vergnügen für dich sterben, wenn es nur geschähe zum Nutzen deiner Seele. Der Höchste hat mir durch Träume offenbart, daß er einst zu seiner Zeit Rechenschaft fordern wird über die Tragödie meiner Leiden. Aus diesem Zornfeuer wollte ich dich, liebste Tochter, gern retten, und rathe dir daher, deine Sünde, daß du vor Gericht gegen mich gezeugt hast, durch eine Vorbitte bei königlicher Majestät wieder gut zu machen."

Nach beendigten Verhören wurden ihm drei Advokaten vorgestellt, aus denen er einen Vertheidiger wählen sollte. Er verwarf sie aber alle, verlangte Papier, um seine Schutzschrift selbst aufzusetzen, und lieferte nach vier Wochen ein Chaos ungereimter Gedanken, welche die Hauptsache wenig berührten.

Das hierauf folgende Urtheil erkannte ihm die Todesstrafe durch das Schwert zu. Doch blieb ihm noch eine Defension nachgelassen.

Nun war ihm sein Kopf doch so lieb, daß er ihn seiner schwachen Feder nicht noch einmal anvertrauen wollte. Er trug also einem Rechtsgelehrten seine Vertheidigung auf. Das war eine herkulische Arbeit. Der Gefangene widersprach sich in zahllosen Unterredungen, und hüllte dadurch seine Geschichte in immer tiefere Nacht. Er ließ sich den Anfang der Schutzschrift vorlesen; aber kein Wort fand seinen Beifall. Kurz, er trieb den Eigensinn so weit, daß der Sachwalter weder aus noch ein wußte, und eine darüber klagende Vorstellung mit dem komischen Seufzer schloß:

„Im Fegefeuer wird kein Mensch so hart gequält,
Als der, den G** zu seinem Sprecher wählt."

Endlich erschien das dickleibige Werk vieler Monate, vierzig Bogen stark. Jeder ehrliche Mann, der es liest, muß beinahe dem Verfasser gönnen, daß ihm ein Fegefeuer geheitzt wurde; denn er war ein niederträchtiger Mensch, der für seinen Klienten mit den unrechtlichen Waffen der Bosheit stritt. Er suchte nämlich die Sektion der Entleibten dadurch ungültig zu machen, daß er den Gerichtsverwalter, der das Protokoll dabei geführt hatte, heimtückisch angriff und zwanzig Denunciationspunkte gegen ihn einreichte. Diese betrafen nicht etwa das gerichtliche Verfahren selbst, sondern Gegenstände des Privatlebens. Er zeigte zum Beispiel an: Der Gerichtsverwalter habe in einem freundschaftlichen Zirkel von dem und jenem Großen nachtheilig gesprochen und dergleichen mehr.

Allein diese unredlichen Kniffe hinderten nicht, daß ein zweites Todesurtheil erfolgte.

Es ward dem Gefangenen vorgelesen und er dabei ermahnet, sich nun zum Sterben zu bereiten. Aber er wollte davon nichts hören, sondern verlangte, unter tausend Betheuerungen seiner Unschuld, eine nochmalige Defension und rief beim Abtreten: „In der Stunde des Todes, auf dem Richtplatz will ich über Unrecht schreien. Mein Blut soll sich in einen Feuerstrom verwandeln und das ganze Land verzehren. Euch aber, die ihr über mich zu Gericht gesessen habt, euch fordere ich vor Gottes Gericht!"

Er tobte seit dieser Stunde wie ein wildes Thier im Kerker, rasselte Nächte lang mit den Ketten und sang Buß- und Gassenlieder durch einander. Einen Aktuar, der ihn zu beruhigen suchte, empfing er freundlich beim Eintritt; bald

darauf aber fing er an, von Krieg und Schlachten irre zu reden, und sprach über das Schicksal verschiedener Länder Prophezeihungen aus, die ihm ein Engel offenbaret haben sollte.

Jetzt nahm sich der Aktuar die Freiheit, ihn an sein eignes Schicksal zu erinnern.

„Wer ist der Herr?“ fragte G** mit barschem Ton.

„Sie kennen mich nicht?“ sagte Jener. „Ich bin ein Amtsaktuar, den Sie oft gesehen haben.“

„Aha!“ rief der Gefangene mit höhnischem Lächeln: „Der Herr ist also ein Gerichtsmann? Wart' er, wart' er!“ Hierauf griff er schnell nach seinem Nachtgeschirr, um es dem Aktuar an den Kopf zu werfen. Der Stockmeister aber fuhr zu und schloß ihm die Hände. Nun war er ein Weilchen ruhig; doch bald begann er wieder zu fantasiren. Sein ganzes Benehmen war erkünstelter Wahnsinn.

Zum Ueberfluß ward ihm noch eine Schutzschrift gestattet. Deren Verfasser gab sich die möglichste Mühe, zu beweisen, daß der Verbrecher nicht allein jetzt wahnsinnig sey, sondern schon vor der Mordthat bisweilen Anfälle von Verrücktheit gehabt habe. Das Zeugniß eines Arztes, der den Inquisiten nie mit Augen gesehen hatte, und die Versicherungen eines Schweden, der aus Landsmannschaft partheiisch aussagte, waren die einzigen schwachen Stützen dieses Vorgebens. Sie wurden aber durch eingezogene Nachrichten von glaubwürdigen Leuten, die den Gefangenen seit mehreren Jahren kannten, und durch die Berichte von drei Aerzten, die ihn von Zeit zu Zeit im Kerker besucht und geprüft hatten, umgeworfen. Hierüber erhob sich unter den Doktoren ein hitziger Federstreit, den endlich die medicinische Fakultät zu Halle dahin entschied, daß G** nicht für wahnsinnig zu halten sey.

Er spielte unterdessen die Rolle des Verrückten fort, vergaß sie aber oft Wochen lang und sprach vollkommen vernünftig. Der Stockmeister war ganz in Ungnade bei ihm gefallen, und ward, so oft er sich blicken ließ, mit Strohwischen geworfen. Zur Ursache dieses Hasses gab der Arrestant an: Der Wirth vom Hause — wie er den Stockmeister nannte — lasse immer bei Nacht die Thür offen: da schleiche der Alp herein und drücke ihn.

Eines Tages entdeckte man in seinem Bette Bruchstücke von Arzneigläsern. Dieser Fund erklärte dem Arzt einen unnatürlichen Blutauswurf, den der Delinquent bisher gehabt hatte. Er mochte wahrscheinlich Glas verschluckt haben, um sich vom Leben zu helfen. Doch seine Absicht schlug fehl. Der Tod kam nicht, sondern wollte seine Beute am Hochgericht erwarten.

Denn nun erschien das letzte Urtheil, das die vorigen bestätigte. Als der Inquisit zu dessen Publikation aus dem Gefängnisse geführet werden sollte, benahm er sich als ein Unsinniger und mußte mit Gewalt fortgeschleppt werden. Beim Eintritt in die Verhörstube ward er ruhig. Man eröffnete ihm, daß ein Urtheil angekommen sey, welches ihm vorgelesen werden sollte. Da sah er die Gerichtspersonen starr an und rief: „Ich bin taub, stocktaub. Ich merke wohl, daß die Herren Gericht halten und böse auf mich sind; allein ich verstehe kein Wort, was sie sagen.“

Diese Verstellung war so augenscheinlich, daß man sich dadurch nicht abhalten ließ, das Urtheil mit lauter Stimme zu lesen und ihn zur Vorbereitung zum Tode zu ermahnen. Er blieb aber bei seiner angenommenen Taubheit und schrie im Abtreten: „Ich bin ein römisch-katholischer Mann und habe mit euch Allen nichts zu schaffen. Schickt mir einen katholischen Priester!“ —

Auf diese Ausflucht, um die schnellen Schritte des nahen Todes zu hemmen, war das Gericht schon vorbereitet. Man hatte bei dem Inquisiten einen im Gefängniß entworfenen Brief an einen Hofprediger in Stockholm gefunden, worin er schreibt: „Ehe ich mich zu einem schimpflichen Tode schleppen lasse, muß ich aus zwei Uebeln das kleinste wählen und mich, um mein Leben zu fristen oder zu retten, zur katholischen Religion bekennen.“ — Es wurden daher zwei lutherische Geistliche, die ihn vorher schon oft auf sein eigenes Verlangen besucht hatten, zu ihm gesendet, um ihm Gegenvorstellungen zu thun. Sie richteten aber nichts aus, sondern er blieb bei seinem Verlangen nach einem katholischen Priester.

Dieser ward ihm auch endlich drei Tage vor seinem Tode zugelassen. Das erste Wort, das er mit dem Geistlichen sprach, war der Antrag, für ihn, als einen ganz unschuldigen Mann, bei dem Landesherrn um Gnade zu bitten. Jener aber, der hierüber schon Verhaltungsbefehle hatte, schlug diese Forderung ab und ermahnte ihn, sich aller vergeblichen Lebenshoffnungen zu entschlagen und blos an seinen nahen Tod zu denken.

Als er hierauf plötzlich wieder taub wurde, schrieb der Geistliche seine Ermahnung auf eine Tafel und hielt sie ihm vor. Er las sie laut ab und sagte dann: „Man gebe mir Feder und Dinte, um mein Sündenregister aufzusetzen. Es ist aber lang und ich brauche daher mehr Zeit zur Buße, als man mir zugestehen will.“ — Der Geistliche schrieb wieder auf: „Es sey nur eine allgemeine Beichte nöthig. Er sollte sich also dazu bequemen und sich nicht mit falschen Erwartungen täuschen, sein Lebensziel zu verlängern.“ Dennoch bestand er hartnäckig auf seiner For-

derung, und es wurden ihm endlich Schreibmaterialien gegeben.

Er mißbrauchte sie aber zu theologischem Geschwätz, das an Unsinn gränzte, und zu lateinischen und französischen Denksprüchen auf den Amtmann und den Geistlichen. Letzterer verwies ihm am folgenden Tage, als er in diesen unnützen Schreibereien kein Wort fand, das einer Beichte ähnlich sah, seinen Leichtsinn und nahm ihm das Crucifix weg, das er ihm gegeben hate. Der Delinquent aber hörte nicht auf ihn, sondern sang mit brüllender Stimme ein selbst verfertigtes Lied, das Fluch und Rache gegen seine Feinde enthielt. Sein Gesicht glühte vor Wuth. Er beschuldigte den anwesenden Amtmann, daß er nach Blut dürste und schimpfte auf den Stockmeister, weil er den Alp und andere Poltergeister ihm auf den Hals gehetzt habe.

Da er nun unaufhörlich so tobte und Niemand zum Worte kommen ließ, mußte man den Rasenden verlassen.

Hierauf ward ein Versuch gemacht, sein Herz durch Sterbegesänge zu erweichen. Kaum wurden sie aber vor der Thür seines Gefängnisses angestimmt, so überschrie er das Chor mit wilden Soldatenliedern.

Man ließ ihn einige Stunden allein. Unterdessen hatte er sich das Hemde vom Leibe gerissen und man fand ihn nackt und blutig im Bette. Auf Befragen, was ihm widerfahren sey? gab er vor, der Alp habe ihm so mitgespielt. Allein der herbei gerufene Arzt entdeckte sogleich, daß er Blut aus dem Zahnfleische gesaugt und seinen Körper damit bestrichen hatte.

Der Amtmann und der Geistliche gaben sich nun wieder viele fruchtlose Mühe, den Unsinnigen, der sich immerfort taub stellte, zum Tode zu bereiten. Ersterer schrieb auf die Tafel: „Es ist nun die höchste Zeit zur Bekehrung.

In sechs Stunden wird euch der Scharfrichter den Kopf vor die Füße legen." — „Das muß der Scharfrichter wohl bleiben lassen!" sagte der Missethäter, nachdem er jene Worte gelesen hatte. „Ich habe nichts mit ihm zu thun. Sind nicht lauter ehrliche Leute um mich? Es wird doch wohl kein Scharfrichter darunter seyn?" — Er forderte hierauf Wein, und trank so viel und so hastig, daß man ihm die Flasche wieder wegnehmen mußte.

Ein Aktuar, gegen den er immer viel Vertrauen gezeigt hatte, blieb jetzt allein bei ihm. Er sprach nun in einem ruhigen Tone von gleichgültigen Dingen und las verschiedene für sich selbst entworfene Grabschriften vor, worin auf die ihm beigemessene, verbotene Liebe angespielt war. Während dieser Unterhaltung vergaß er seine Taubheit völlig, nahm sie aber sogleich wieder an, als der Aktuar das Gespräch auf den Tod lenkte. Die Schreibetafel mußte nun abermals zur Hand genommen werden. Nachdem er die Ermahnungen des Aktuars gelesen hatte, sprach er sanft und bittend: „Warum scherzen Sie so grausam mit mir? Sie sind ja mein guter Freund!" Jener antwortete: Wie können Sie glauben, unglücklicher Mann, daß ich in diesem wichtigen Augenblicke mit Ihnen scherze? Fügen Sie sich doch endlich in Ihr unabänderliches Schicksal! Drei einstimmige Urtheile haben Ihnen das Leben abgesprochen, und ehe die Sonne wieder aufgeht, sind Sie nicht mehr!" Diese Worte schienen die Seele des Unglücklichen mächtig zu erschüttern. Er sah mit stummer Wehmuth vor sich hin, legte sich auf dem Bette zurück, wandte die Augen gen Himmel und lag so eine Viertelstunde lang in tiefen Gedanken.

Diese aufwallende Rührung ward jedoch durch das Knarren der Gefängnißthür, welches einige Neugierige verur-

sachten, plötzlich wieder unterdrückt. Er riß sich aus seiner stillen Lage empor, blickte wild nach der Thür, sang lustige Lieder, schlug mit seinen Ketten den Takt dazu und geberdete sich überhaupt so sinnlos, daß ihm die Hände hinter dem Rücken gefesselt werden mußten.

Diesen Zwang ertrug er nur fünf Minuten. Alsdann bat er, ihn davon zu befreien und versprach ruhiges Verhalten. Jetzt wurden einige fremde Personen zu ihm gelassen. Er sah sie nach der Reihe an, fragte nach ihrem Namen und erinnerte sich dabei verschiedener Begebenheiten, die er mit Lebhaftigkeit und Zusammenhang erzählte.

Unter den Anwesenden befand sich auch ein schwedischer Officier, der ihn so anredete: „Ich wundere mich, Herr Landsmann, daß Sie die evangelische Religion verlassen und sich zur katholischen gewendet, oder vielmehr allen Religionen entsagt haben. Noch mehr aber befremdet mich, daß Sie nicht mit gesetztem Muth, wie ein wackerer Held, sondern mit Fluchen und Toben, wie ein betrunkener, gemeiner Soldat, dem Tod entgegengehen. Sie sind ihm oft auf Schlachtgefilden unter die Augen getreten; warum suchen sie ihm jetzt durch Wendungen, die Ihnen nichts helfen und Schande machen, auszuweichen? Wollen Sie nicht als Christ sterben, so sterben Sie doch wenigstens als Philosoph, der sich durch Standhaftigkeit Bewunderung und Mitleiden erwirbt.“ —

G** belächelte höhnisch diese vernünftige Rede und antwortete mit kalter Höflichkeit: „Es ist mir viel Vergnügen, in so angenehmer Gesellschaft eine Nacht hinzubringen. Ich wollte, wir wären zusammen in Hamburg, daß wir ein gutes Glas Wein trinken könnten.“

Um diese Frechheit zu dämpfen und ihm das ernste Bild des Todes näher vor die Augen zu rücken, befahl gegen

Mitternacht der Amtmann, dem Delinquenten die Sterbekleider anzulegen. Das war für den Stockmeister und dessen Gehülfen kein leichtes Geschäft. Der Gefangene biß und schlug um sich wie ein Besessener. Doch plötzlich stand er still, alle seine Gebeine zitterten und er ward bleich, wie ein Todter. Er ermannte sich aber nach einigen Minuten wieder und griff nach dem Weinglase. „Gesundheit allerseits!“ rief er und trank. Dann sah er starr die Umstehenden an und sagte bitter: „Nun, jetzt bin ich doch wahrlich unter saubere Gesellen gerathen.“ —

Indessen war sein Anzug vollendet und er warf sich aufs Bett. Die Anwesenden stimmten das Lied an: Es ist nun aus mit meinem Leben ꝛc. Da fuhr er hastig auf, rasselte mit den Ketten, stürzte sich hin nach den Singenden und schrie: „Haltet euer Maul und inkommodirt mich nicht mit solchem Geplärr!“ Diese Raserei trieb er, bis ihn alle verließen.

Nur der oben erwähnte Aktuar, der einzige Mensch, mit dem er noch manchmal vernünftig und gelassen redete, blieb bei ihm. „Das ist gut,“ fing er an, daß wir ein kluges Wort unter vier Augen sprechen können. Hören Sie, mein Herr, ich will Ihnen zweihundert und dem Amtmann fünfhundert Thaler geben, wenn ihr mir helft.“ *

Der Aktuar stellte ihm die Unmöglichkeit seiner Rettung vor, und reichte ihm ein Gebetbuch. Das warf er weg und sagte: „Gehorsamer Diener! Beten Sie für sich!“

Nun war sein Todestag, der dreißigste October 1724,

* Dieses Ansinnen war um so lächerlicher, da er kein Vermögen besaß und aus dem Fiskus unterhalten werden mußte.

angebrochen, und sämmtliche Gerichtspersonen nebst dem Geistlichen traten früh um drei Uhr in sein Gefängniß. Da man aus seiner bisherigen Widersetzlichkeit schließen konnte, daß er nicht gutwillig zum Richtplatze gehen würde, so hatte man die Anstalt getroffen, ihn in einem Korbe, den man zu Fortschaffung kranker Gefangenen brauchte, durch zwei Lazarethwärterinnen dahin tragen zu lassen. Nach wiederholten, jedoch ganz fruchtlosen Bekehrungsversuchen ward endlich dem Stockmeister befohlen, ihn in den Korb zu legen. Seinen verzweiflungsvollen Kampf dagegen kann man sich denken. Eine Menge handfester Gerichtsdiener hatte genug zu thun, ihn zu überwältigen und in dem engen Behältnisse zu fesseln. Er ward mit einem schwarzen Leichentuche bedeckt, und schrie athemlos darunter hervor: „Gewalt, Gewalt!“ So trugen zwei alte Weiber einen rüstigen Mann, einen in Schlachten gewesenen Soldaten durch das Thor, das zum Rabensteine führt. Man schloß es sogleich hinter dem Zuge, um die Fluth des nachströmenden Volkes aufzuhalten.

Die Gerichtspersonen und der Geistliche erwarteten in einem Hause unfern vom Hochgerichte den Delinquenten. Hier zeigte man ihm aus dem Fenster den Ort, wo er bluten sollte. Da fiel der elende Mensch auf die Knie, und betheuerte, daß er taub sey und nicht begreifen könne, warum man ihn durch so viele Gassen hin und her getragen habe.

Hierauf ward er dem Geistlichen allein überlassen, der sich zwei Stunden lang vergebens mit ihm quälte. Der Verstockte war nicht zur Beichte zu bringen, sondern verlangte zwei Tage Zeit, um sein Gewissen schriftlich zu erleichtern. Auf die Vorstellung des Geistlichen, daß sein

naher Tod dergleichen unnöthige Weitläuftigkeiten nicht erlaube und ein allgemeines Bekenntniß der Sünden genug sey, antwortete er: „Ich sehe wohl, man will mich nicht beichten lassen, sondern Leib und Seele zugleich verderben. Gott sieht es und wird richten.“ — Die dringendsten Bitten, er solle doch nur die drei Worte sagen: Jesus erbarme dich! vermochten nichts über ihn.

Er ward nun ohne Hegung des sonst gewöhnlichen peinlichen Halsgerichts dem Scharfrichter zur Vollstreckung des Urtheils übergeben. „Ihr seyd also der Scharfrichter?“ sprach er, und wandte sich sodann zum Amtmann: „Du tödtest den Leib, aber meine Seele vermagst du nicht zu tödten!“

Bei Anlegung der Armleine begann er einen neuen wüthenden Kampf und spie den Scharfrichter an. Endlich ließ er sich doch durch dessen Knecht fortführen.

Aber auf dem halben Weg zum Rabenstein warf er sich zur Erde und schlug mit Händen und Füßen um sich. Er mußte mit Gewalt emporgerissen, auf einen Tragesessel gesetzt und durch die Lazarethweiber bis zur Richtstätte getragen werden.

Als man ihn die Treppe zum Hochgericht hinaufschleppte, schrie er zu dem versammelten Volke: „Ich leide Gewalt; ich bin ein Opfer für euch!“ Dieser Ausruf sollte wahrscheinlich das Mitleiden der Zuschauer wecken und sie zu seiner Rettung thätig machen; allein drei Trommelschläger, die für einen solchen Fall unter dem Rabensteine bereit standen, übertäubten durch den Lärm ihrer Instrumente die Stimme des unsinnigen Schreiers.

Nun fiel ihm auf einmal ein, das Abendmahl zu verlangen. Als der Geistliche dagegen einwendete, daß er

vorher beichten solle, fing er wieder an, seine alte Sprache zu führen: „Ich muß meine Gewissensscrupel schriftlich aufsetzen und sie von der ganzen hiesigen katholischen Geistlichkeit erörtern lassen. Dazu brauche ich drei Tage Zeit. Wenn ich unterdessen nicht damit fertig werde, mag man mir nicht nur den Kopf, sondern auch die rechte Hand abhauen.“ —

Auf dieses Geschwätz konnte nicht geachtet werden und man schritt zu seiner Entkleiduug, wogegen er die angestrengtesten Kräfte der Verzweiflung aufbot. Er wurde nun auf den Richtschemel gesetzt und ihm die Haare zusammengebunden. Todesangst entstellte jetzt sein Gesicht, ein fieberhaftes Zucken durchlief alle seine Glieder, und mit blaugefärbten Lippen bat er stammelnd den Geistlichen, ihm das Blatt, worauf eine kurze Beichte geschrieben war, vor die Augen zu halten. Es geschah, und die Umstehenden drangen vereint in ihn, ein Zeichen der Reue von sich zu geben. Aber er öffnete nur den Mund, um Rache, Rache zu schreien.

Jetzt griff der Scharfrichter dem Geistlichen ins Amt, und ermahnte mit donnernder Stimme den Delinquenten, seinen Feinden zu vergeben. Dieß wirkte mehr, als sanfte Bitten. „Ja, ich vergebe,“ sprach er leise. „Habt Ihr auch Reue und Leid über Eure Sünden?“ fuhr der Scharfrichter fort. „Reue und Leid,“ wiederholte Jener und empfing von dem Geistlichen die Absolution.

Alle Umstehende wichen zurück, der Scharfrichter stellte sich an seinen Platz und erhob das Schwert. Plötzlich sah sich der Delinquent um. Schon im Hiebe begriffen, hielt der Scharfrichter ein und zeigte mit den Worten: „Hier ist die Gerechtigkeit. Bekehre dich, es ist hohe Zeit!“ das

Schwert dem Verbrecher. Dieser drehte nun mit möglichster Geschwindigkeit ohne Wort und Laut den Kopf von einer Seite zur andern, ward aber dennoch durch einen einzigen glücklichen Schwertstreich enthauptet.

Kein Verlust für die Welt. Was konnte sie an einem Manne verlieren, in dessen Seele die sorgsamste Menschenliebe vergebens nach einem edeln Zuge forscht? Er war ein verächtlicher Prahler, der sich immer eines großen Vermögens rühmte, welches er nicht besaß, der allenthalben seinen Verstand lobte, den er doch nirgends zeigte. Lächerlich stolz auf seinen blutjungen Adel, sah er die alte, verjährte Redlichkeit des verdienstvollen Bürgers über die Achsel an und schrieb an seine Tochter: „Ich will dich zu einem Fräulein erheben!“ — Seine Heuchelei war ohne Beispiel und Gränzen. Immer die Religion im Munde, zerriß er die Bande der heiligsten Eide, sobald er seine Absichten erreicht hatte. Er verbarg unter dem Deckmantel der Frömmigkeit einen schändlichen Wollusttrieb, vor dem nicht allein die Empfindung aller gesitteten Völker des Erdbodens zurückschaudert, sondern der sogar den Horden der Wilden ein Abscheu ist. — Diesen ehrlosen Lebenslauf krönte die schimpfliche Geschichte seiner letzten Stunden. Tausend Andere beleidigen Tugend und Gesetze; doch söhnen sie sich gemeiniglich am Rande des Grabes wieder mit ihnen aus und thun mit Festigkeit und Geistesstärke den schrecklichen Schritt hinab. Er aber trotzte laut und frech der Religion und stieß sie als ein unbrauchbar gewordenes Werkzeug seiner Bosheiten mit Verachtung von sich. Statt eines ernsten Gedankens an die geheimnißvolle Zukunft, sann er blos auf unmännliche Ränke, um den ausgestreckten Händen des Todes, den er

kindisch fürchtete, zu entschlüpfen und kämpfte ohnmächtig, wie ein Knabe gegen einen Riesen, mit der Unmöglichkeit, um ihr sein hochgeliebtes Leben abzuringen. Durch alle diese Handlungen einer verworfenen Seele hat er es dahin gebracht, daß Niemand sein Schicksal bedauern kann.